

Walter Leimgruber

Mief auch ohne Talare

Jedes Manifest braucht einen fulminanten Auftakt: Aber Lehren und Forschen „in Ruinen“ ist, mit Verlaub, pures Pathos. Wer Universitäten nicht nur des Südens, sondern z. B. auf dem Balkan kennt, weiss, was Ruinen sind: Nur wer die schlecht-bezahlten Professor:innen schmiert, kommt zum Abschlussdiplom, nur wer mit der gerade regierenden Partei verbunden ist, hat Chancen auf akademische Stellen. Oder aber man gehört zur finanziellen Elite und kauft sich ein Diplom an einer der vielen Privatuniversitäten.

Und jedes Manifest braucht eine klare Grenze zwischen *Wir* und den oder dem *Anderen*. Hier ist das Andere benannt als Neoliberalismus. Das erklärte alles – und nichts. Welche Elemente der Wissenschaftspolitik genau sind neoliberal, von wem implementiert? Erwähnt werden als Teilaspekte Marketing, Verwertungslogik und Selbstoptimierung. Ja gewiss, es gibt den Neoliberalismus – und er ist verheerend. Aber jeder Text auf der Rückseite unserer Bücher ist Marketing. Bilde ich wie das *studiolab* eine Community, setze auf Team und Solidarität, dann pflege ich Fähigkeiten, die als für die Zukunft relevant gelten. Ausfluss einer neoliberalen Logik? Und wäre es nicht schön, wenn unsere Ergebnisse forschungs- und gesellschaftspolitisch verwertet würden? Hat nicht gerade unser Fach diese dualen Logiken von *Wir* und den *Anderen* überzeugend widerlegt?

Aber auch wenn ich skeptisch bin bei überstrapazierten Begriffen: Ich kann dem Text nur zustimmen: Es läuft viel falsch in der Wissenschaft. Wenn man an der Uni alt geworden ist, hat man zwei oder drei Phasen des Protests gegen diese Entwicklung erlebt, nie in der gleichen Form, aber immer von einer ähnlichen Unzufriedenheit getragen. Die in den letzten Jahren pensionierten 68er-Kolleg:innen etwa wollten den Mief aus den Talaren austreiben und haben in der Tat einiges bewegt, gerade in unserem Fach, wie die Autor:innen zurecht feststellen. Aber sie haben nie wirklich am Hochschulsystem gerüttelt. Es ist nicht so, dass diese Bewegungen grandios gescheitert wären. Die überwiegende Mehrheit der Professor:innen, denen ich in den letzten 40 Jahren in unseren Fakultäten wie auch in akademischen Führungspositionen begegnet bin, sieht sich dezidiert nicht als neoliberal oder konservativ, sondern gehört zu einem politischen Spektrum, das von der Mitte bis Links reicht. Aber ich sehe kaum Unterschiede zwischen Progressiven und Konservativen, wenn es um Hochschul- und Forschungspolitik geht.

Die Zahl der Absolvierenden ist um ein Mehrfaches gestiegen, die beruflichen Perspektiven sind vielfältiger geworden. Und doch tun viele Professor:innen so, als sei ihr einziges Ziel, akademischen Nachwuchs auszubilden. Sie listen als Erfolg nur auf, wer von den Absolvent:innen selbst Professor:in geworden ist, eine verschwindend kleine Minderheit. Die übrigen sind kollateral, werden entlassen in eine Berufs-

welt, für die man ja dezidiert nicht ausbildet. Ein so autopoetisches System erinnert an die katholische Kirche, aber nicht an eine Institution, die sich mit gesellschaftlichen Fragen auseinandersetzen sollte.

Von den Vielen, die – angesteckt vom Ansporn ihrer Dozierenden – in die wissenschaftliche Welt wollen, kommt die große Mehrheit nie ans Ziel höherer akademischer Weihen und bleibt frustriert hängen in einem Kreislauf unendlicher Förderanträge mit minimalen Bewilligungsquoten. Freies Lernen und Forschen sind essenziell, werden sie aber mit Strukturen aus dem 19. Jahrhundert betrieben, als Wissenschaft eine Angelegenheit privilegierter Gruppen war, verkommen sie zur Farce.

Als in der Habilitationskommission ein Postdoc nach nur zweieinhalb Jahren seiner sechsjährigen Assistenzzeit seine Habilitation einreicht, fragt die linke, feministische Professorin indigniert, warum er denn schon habilitiere, er habe seine sechs Jahre ja noch nicht „abgearbeitet“. Und der genialische Vertreter einer berühmten Schule belehrt nach jedem Habilitationsvortrag die Habilitierenden, was denn die richtige Antwort auf seine Frage gewesen wäre. Was immer das Thema, er stellt die kluge Frage und liefert die einzig richtige Antwort, um den Nachwuchs, der meint, jetzt in seinen gottgleichen Status eintreten zu können, in die Schranken zu weisen.

Wenn ein derart antiquiertes Ritual wie die Habilitation ins 21. Jahrhundert getragen und nicht zuletzt von ach so fortschrittlichen Professor:innen verteidigt wird, sagt das genug über den Zustand von Universitäten aus. Juniorprofessuren und ähnliche „Reformen“ sind lediglich Varianten dieses Systems. Es geht um Abhängigkeit. Lehrstühle und Institute funktionieren wie Kleinunternehmen, die nur aus CEO und Trainees bestehen – ein Modell, das nirgendwo sonst funktioniert.

Als ich vorschlug, die Karriere junger Wissenschaftler:innen müsse heute anders geplant werden als in mehrjähriger Abhängigkeit von einzelnen Professor:innen, schlug mir heftigster Widerstand unserer Fakultäten entgegen. Meine Idee war ein Parcours von fünf bis maximal sieben Jahren nach dem Masterstudium, der darüber entscheidet, ob jemand eine (feste) Stelle im akademischen System erhält. Ausgestattet mit eigenem Budget wird die Person von einem kleinen Gremium beraten in Fragen der Forschung, der Lehre, der auszuwählenden Universitäten und der zu erwerbenden Fähigkeiten. Niemand wolle so etwas bezahlen, bekam ich zu hören. Denn die jahrelange Abhängigkeit von *einer* Universität und *einem* Lehrstuhl bringt diesen viel Leistung und viel Ansehen für wenig Geld. Aber sie ist fatal für den akademischen Nachwuchs.

Als ich vorschlug, die Assistierenden auf Postdoc-Stufe zu Assistenzprofessor:innen zu machen, mit mehr Eigenverantwortung (offenbar ein neoliberales Wort), Unabhängigkeit von professoralen Betreuenden und mit größerer Sichtbarkeit nach außen, stimmten selbst die Betroffenen in der Fakultät gegen den Vorschlag mit dem Argument: Wer soll uns betreuen, wenn wir unabhängig sind? Was alles ist schiefgelaufen, wenn 30- bis 40-jährige „Nachwuchs“wissenschaftler:innen Angst vor fehlender Betreuung haben?

Als ich im SNF (dem Pendant zur DFG) vorschlug, dass in Zukunft keine Projekteingaben mehr bewertet werden sollten, sondern die publizierten wissenschaftlichen Arbeiten, um die Zeit für richtige Forschung und nicht für Luftschlösser zu nutzen und um lange, meist unbezahlte Zusatzschlaufen mit Überarbeitungen zu vermeiden, bekam ich von allen Seiten zu hören, da bewerte man ja die Vergangenheit, nicht die Zukunft. Ist es nicht das Wesen der Wissenschaft, jemanden aufgrund seiner Leistungen zu beurteilen?

Das Auswahlprozedere von Professor:innen gleicht demjenigen von Priestern. Man muss sich vor den Oberen in den Staub werfen; Team-, Organisations-, Sozialkompetenzen sind nicht gefragt. Ganze Institute funktionieren nicht, weil Personen berufen werden, die unfähig sind, vernünftig mit Menschen umzugehen. Bevorzugt werden publikationswütige Egomann:innen, obwohl seit einiger Zeit heuchlerisch betont wird, man wolle weg von quantitativen Bewertungsfaktoren.

Warum fordert niemand eine stärkere Berücksichtigung von Erfahrungen außerhalb der Universität? Das wäre gerade in unseren Fächern zentral, denn es würde uns mit der Welt, die wir erforschen, verbinden. Oder wäre das wieder bloße Verwertungslogik?

Warum wehrt sich niemand gegen die überbordende Bürokratie, die uns ertrinken lässt in einer Flut von Formularen, Bewilligungen, Akkreditierungen und Kommissionen?

Von „kleine[n] Fächer[n], in denen große soziale Nähe herrscht“, schreibt *studiolab*. In der Tat, so wie in Familien, und so wie viele Familien nicht wirklich funktional sind, sind es auch manche Fächer und Fächergruppen nicht. Die Vertreter:innen benachbarter Fächer und Institute torpedieren sich häufig gegenseitig in den Gremien, denn das, was einem nahesteht, bekämpft man heftiger als Dinge, die einen kaum berühren. Davon profitieren ältere, abgeklärtere Fachgemeinschaften, die einmal groß waren, nun aber überausgestattet sind, aber bestens vernetzt und machtpolitisch geschickt ihre Stellung verteidigen.

Was sich in der Universität abbildet, ist die Unfähigkeit einer ganzen Gesellschaft, mit Reformen hin zu einer faireren und damit nachhaltigeren Zukunft zu gelangen. Besitzstandswahrung, Mutlosigkeit, übermächtige Verteidiger:innen des Status quo und der eigenen Privilegien verhindern Verbesserungen. In Wahrheit sitzt diese Haltung tief in uns allen, die wir in einer Gesellschaft groß geworden sind, die dauernd Wandel beschwört, aber nur unter der Bedingung, dass die eigene privilegierte Situation gesichert bleibt. Das trifft für Individuen jeder politischen Couleure genauso zu wie für soziale Gruppen und für die Angst-vor-Wohlstandsverlust-Gesellschaften.

Wenn man nun unbefristete Mittelbaustellen schafft, bringt das zwar mehr Sicherheit für die Betroffenen, aber auch eine sehr begrenzte Anzahl verfügbarer Stellen. Ohne grundlegende Reform aller Hierarchieebenen, ohne andere Berufungskriterien und ohne neue Regelung der Projektförderung wird sich wenig ändern. Umso

mehr bewundere ich die Bestrebungen von *studiolab*, die Dinge anzupacken, angefangen beim Kleinen, ihrem Haus, aber mit dem Ziel, das große Ganze zu erreichen.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.13>

Marie Sandberg

Cou/rage! On Permanent Temporariness and the Precarization of Academia

“Wie Wir Arbeiten (Wollen)” is a beautifully formulated vision paper by the *studiolab* collective, prompted by the ongoing precarization of academia. Originating from a German university context, the insights and ambitions presented also have relevance far beyond national boundaries. With a poetic touch the authors ask:

„WIE wir arbeiten wollen? Wir wollen mit Raum und Zeit für Lust und Frust, Mut und Wut, und gemeinsam statt einsam mit Fug und Unfug arbeiten.“ [‘HOW do we want to work? We want to work with time and space, for better or for worse, with courage and rage; all together instead of alone, working on the sensible along with the nonsensical.’ *Translation by MS*].

Due to its imaginative character and rich use of metaphors, the text in some ways resembles the early writings of philosopher and poet J.G. Herder from the eighteenth century. Herder critiqued the current state of the art, which at the time was dominated by the Enlightenment philosophers and their one-sided focus on reason (Herder 2002/1774). Today, it is the hegemony of externally funded research, so-called *Drittmittelforschung*, that has blindsided academia, increased temporary hiring of scientific staff, and challenged good practices of doing research, so the *studiolab*’s diagnosis.

In the following response I will provide a perspective from the Danish context, focusing on patterns of temporary hiring and the somewhat paradoxical challenges that the recent increase in external research funding might cause. Taking a cue from Judith Butler’s rethinking of the relation between vulnerability and resistance under conditions of precarity (Butler 2015), I will argue that countering a possible temporary turn in academia requires the ability of nurturing new collective modes of doing research. To do that, I emphasize that international scholarly societies and networks can play an important role when permanent temporariness becomes the new norm in academic hiring.

Permanent temporariness – a new trend?

In Denmark, research is either funded through state finances equal to approximately 1% of GDP, as established annually in the Finance Act, or through external, com-